

Das Brot im Volksglauben

Johannes Gillhoff.

Das liebe Brot; der liebe Gott, du liebe Zeit, man hat seine liebe Not, — es sind nicht gar viele Wendungen, in denen das Wort „lieb“ festgeworden ist. Fast sieht es aus, als gehe unsere Sprache sparsam um mit ihrem wertvollsten Gut. Hier verleiht sie die Auszeichnung mit Recht. Die Arbeit am Korn und ums Brot bildet den Hauptinhalt des Dorflebens. Hier schießen die einzelnen Züge des Lebens in Glauben, Brauch und Sitte zusammen zu einem Bilde von unvergleichlichem Reichtum, und jeder Einzelzug ist ein kleiner Spiegel der Volksseele. Vom Pflügen, Eggen und Säen an bis zum Anschneiden und Anschnitt des Brotes erscheinen die einzelnen Sitten in fast ununterbrochener Folge aneinander gereiht. Wäre das Wort nicht zu häßlich, könnte man sagen: sie wirken wie ein Rinetogramm. Aber es liegt zu viel ernste Schönheit über ihnen ausgebreitet. Schönheit der scheidenden Sonne. Und ihrer viele liegen längst in den Schatten der Nacht.

Am blühenden Roggenfeld entlang ging der Bauer. Drei Ähren streifte er bedächtig ab und aß die Blüten. Worin dauhn Sei dat? — Un? Allen hebbben dat ok so maht. Der alte Glaube an ihre Heilskraft gegen allerlei Fieber führte Hand und Sinn. Drei reife Ähren trug der Schulze auf's Amt, dann erst durfte das Dorf anmähnen. Dazu wurde die Ernte einz und ausgeläutet. Kein Bauer mähte vor dem Einläuten, keiner nach dem Abendläuten. Den ersten Senseshieb tat der Bauer, und er geleitete ihn und damit die ganze Erntearbeit mit einem: So, nu help Gott! Erntebier und Erntefranz, dazu die Sitte des Bindens haben sich namentlich auf den Gütern gehalten. Auch Ernte- oder Bindesprüche bewegen sich vielfach in sichtlich alten Reimen.

Abwärts steht eine verwirrte Erinnerung an Woban, den Herrn der Ernte. Ihn und seinem Roß ließ man am Rande des Feldes die letzten Halme stehen. Halmbesprengung, Hauptentblößung, Sensesfreichung bezeugten den religiösen Kult, dazu das auf uns ge-

kommene Weiheliedlein mit seinem bittweisen Ausgang: Wode, Wode, hal dinem Rosse nu Foder usw. Erntebier war Wodelbier. Dann versank Woban in den Schatten der Nacht, hier und da ließ man die letzten Halme den Dorfarmen, und heute? Alte Erinnerungen strecken vor dem Nest von Halmen mitunter noch die steifgewordenen Rücken der Mäher zur behaglichen Pause, und einer sagt zum andern: So, wenn dor nu noch en Ha? in sitt, denn möt heimaken, dat he rutkümmt. Aber Woban und die Mähmaschine — nein, das stümmt nicht. Der Alte war geschäftig genug, rechtzeitig auf's Altenteil zu gehen.

Mit Ehrerbietung behandelte das Volk das leiv Brot. Der Teig wurde bekreuzt, oft auch vor dem Backofen ein Kreuz gezeichnet. Wer aus Versehen über den Schiebkarrenbaum trat, mußte sofort den Schritt zurücktun, sonst gab es abgebackenes Brot. War das Brot im Ofen, nahm der Bauer die Mütze ab, faltete die Hände und sprach ein Gebet. Als Kind hörte ich: Dat Brot is in'n Aben, de leiv Gott is ünnen un baben; all, dei dorvon eten, sälen unsen Herrgott nich vergeten. Vor dem Anschneiden zeichnete der Bauer das Brot mit dem Kreuzeszeichen. Es durfte nicht auf dem Rücken liegen, auch die Schnittfläche der Lür nicht zugekehrt sein, damit der Segen nicht aus dem Hause weiche. Noch heute lebt der Brauch in vielen Häusern. In besonderen Ehren stand und steht der Anschnitt, der Knuff. Er galt und gilt als Unterspand des Segens im Hause, darf darum auch nicht verschenkt werden. Vergiff nich den Knuff, süß giffst du den Segen ut din Hus! war die alte Mahnung. Kam die Bäuerin doch in die Lage, ihn etwa an einen Bettler weggeben zu müssen, so schnitt sie zuvor ein kleines Stück ab und aß es selbst. Dann blieb der Segen im Hause. So reich und vielgestaltig schossen die Einzelzüge beim Anschneiden und Anschnitt zusammen, daß wir in der Rückschau hier offenbar die Kurvenhöhe einer Reihe von religiösen Zeremonien vor uns sehen. Freilich fehlt uns heute

vielfach das Verständnis für die Symbolik der Einzelzüge.

Schimmel am Brot — Glück im Hause. Warum? Uns fehlen heut die alten Zusammenhänge. Wer abends beim Zubettgehen Brot ißt, findet nach dem Volksglauben keine Ruhe im Grabe, und wer auf dem Kirchweg Brot ißt und Krumen fallen läßt, der muß sie nach seinem Tode wieder auffammeln. Das ist wieder verständlich als Mahnung vor dem Verruchlosen des lieben Brotes. Brot als Symbol des Haushalts soll Diebe zwingen, das Gestohlene wieder an seinen Ort zu bringen. Vielleicht schaut da hinter dem Vorhang wieder Wotan hervor, der Herr der Zwölften, der Wiederbringer alles Geliebten oder Gestohlenen. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts regulierte der alte Glaube diese Seite des Dorflebens in der Orléans Gegend. Die Wunderkuren, die das schlichte Brot an Kranken verrichten mußte, ruhten sichtlich auf dem Glauben, daß das Heilsame auch das Heilkräftige sei.

Drei Brotkrumen — oft finden wir sie. Die Mutter steckte sie dem Sohn, bevor er auszog, in die Reisetasche, und er aß sie, wenn das Heimweh über ihn kam. Seltsam genug: Wenn er sie aß, so dachte die Mutter, dann vergaß er seiner Heimat nimmermehr. Besser noch als die drei Krumen wirkte der Knaust. Der Segen des Hauses ging dann mit dem Sohn. Welch tiefes Heimatgefühl spricht aus dem schlichten Brauch, welch lebendige Macht war der Sittenzug zu seiner Zeit. Wie mußte das den Sohn an die Heimat binden. Denn nichts mag binden, wie Sitte bindet. Aus dem schlichten Brauch spricht eine Wertschätzung des ganz gewöhnlichen groben, täglichen Schwarzbrot, die uns längst fremd geworden ist. Uns, die wir nicht daran denken, wieviel Schweiß der Bauer in den Acker hineinarbeiten muß, um Brot herauszubekommen. Uns, die wir das Brot als Ware vom Bäcker kaufen. Uns, die wir mitunter mittelbig lächeln über Volksglauben und Volksbrauch. Es gehen Urköne durch unsern Volksglauben, und seine Verarbeitung des Brotes greift in älteste Zeiten zurück.

Auch seine innere Verbindung mit

Spruchwort und Sage. Die sieben Spornhitzer Sagensteine liegen noch immer hart an der Bahn, kurz vor der Pärchimer Landwehr, und in den Kriegshungerjahren fiel die bekannte Erzählung oft in aufhorchenden Kindersinn. Einmal aber unterstrich ein altes Mütterchen sie während der Bahnfahrt mit den Worten: Ja, dat wir dunntaumen, as den Driwel sin Großmudder noch gien hen dancen göng. Hüt verruchlosen de Gören kein Brot, hüt säulen s' de Kraumen nah! — Wie Grotten oft stimmte ein anderer bei. Manch knurrender Magen fuhr in den Jahren an den Sagensteinen vorüber. Satt wurde er nicht von ihrem Anblick, aber zur mehrern Besinnlichkeit hat das flüchtig vorübergleitende Anschauungsabild doch manchen gebracht.

Volksglaube und Volksgebrauch sind vielfach zur hohlen Form, zur äußeren Gewohnheit geworden, oft auch ganz abgetan. Ohne weiteres ist auch zu sagen, daß viel heillosen Unsinn und Knäppeldicker Unfug ihn durchzog. Wie sollte es auch anders sein auf einem Kulturgebiet, das durch Jahrhunderte hindurch verachtet, verspottet, unterdrückt wurde, — auf einem Gebiet, dem planmäßige Reinigung und schonfame Pflégshaft von jeher fehlten. Der echte Volksglaube ist reich genug, den Abgang zu ertragen. Sein durchs Christentum geadelter Inhalt bleibt in seinem Werte bestehen, sein Sittenkern überdauert die Jahrhunderte. Worte und Taten kommen und gehen mit dem Wehen des Windes, Menschen und Moden wechseln, Volksvermögen werden vom Inflationsbesen auf den großen Müllhaufen gefegt.

In dem alten, schlichten Volksglauben aber steckt ein Stück Ewigkeitswert; unser gutes, nahrhaftes Schwarzbrot beweist es in Sitte und Brauch. Wer ihm mit Fleiß nachgeht, der findet Lebenswerte — bauender als das Glück, das die doppelte Mhre bringt. Sitte ist Macht. Sie band den Sohn an seine Heimat. Sie seilt auch uns wieder an unser Volk und seine alten Werte. In der Zeit der innern Zersahrenheit kann sie an ihrem Teil als Einheitsband wirken. In den letzten Jahren wurden reichlich viel Fäden zerrissen. Es wird Zeit, die brauchbaren Enden wieder zu suchen und zu verknüpfen.